

Verbundkatalog Kalliope

In: Das Neue Tage-Buch. Jg. 5, Nr. 21, 1937, S. 490-492

Eine Stunde mit Benesch.

Mann, Klaus

1937

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

geist von Berufsgenossen als ein *hervorragendes Element der Widerstandskraft im totalen Krieg* bewusst zu pflegen... haben".

An einer anderen Stelle:

„Die Berufs- und Fachschule und insbesondere die Berufsführerschule ist total gesehen *mehr wie jede andere Schule als ein Teil der Wehrmacht anzusehen.*“

An Hand einer Karte klärt Dr. Borst uns darüber auf, dass in Württemberg, dem ihn besonders interessierenden Gebiet, bereits mehrere solcher Internate eingerichtet worden sind, so in Heilbronn, in Reutlingen, in Biberach und Ulm, ebenso in Baden. Es spricht hier also kein Steckenpferdreiter von seiner Schrulle, sondern die Sache ist bereits vorhanden, und was der Autor fordert, ist

nur eine noch raschere Ausbreitung und noch größere Verschärfung einer bereits im Gange befindlichen Entwicklung. Denn (Seite 47): „Berufsschulpolitik ist Schicksal der Nation! Die Berufsführerschule bedeutet unseren Vorrang und unsere Existenz in der Welt!“ Und (Seite 52): „Beruf bedeutet in Zukunft Wehrdienst!“ Deshalb (Seite 51): „Was ist zu tun? Die Wehrhaftmachung der Nation verlangt, mit der Meister- und Berufsführerschulung in vorgezeigtem Sinne unverzüglich im ganzen Reich zu beginnen!“

Das Motto des Buches stammt von Göring, der am 28. Oktober 1936 sagte: „*Wir sind nun einmal in einer Festung, da heisst es: Alles und das Letzte einzusetzen.*“

Eine Stunde mit Benesch

Von Klaus Mann

Prag bezaubert und überrascht durch die Fülle der Reize und der Kontraste; durch die Zusammengesetztheit, Gemischtheit, Buntheit seiner Physiognomie. Was findet sich da nicht alles nebeneinander! Das ehrwürdig Alte, die verwunschenen Stimmungen — Kafkasche Landschaft, Alchimistengasse, Golem-Reminiszenzen, Ghetto, prunkend fürstliches Barock; Wallenstein-Palais, von der Umwelt feierlich distanziert durch hohe und breite Mauer. Nicht weit davon aber: Modernität, Auftrieb, die rapide Entwicklung, der Wenzelsplatz, leuchtend mit Lichtreklamen; Bata-Filialen; Automaten-Buffets, wie sie in dieser Grösse, mit solcher Qualität des Gebotenen, in Europa nirgendwo sonst, in Amerika nur ganz selten anzutreffen sind; da steht die Dame im grossen Abendmantel neben dem Arbeiter ohne Kragen, und beide freuen sich an den gleichen wohlfeilen Leckerbissen; da weht demokratische Luft, — die Luft einer sehr gegenwärtigen, sehr heutigen Stadt.

Wieder einmal, ein paar Wochen lang, Anteil nehmen am Leben Prags, das bedeutet: Eindrücke in fast verwirrender Menge, Eindrücke der verschiedensten, einander widersprechenden Art; Berührung mit mannigfachen Milieus, die sich durch Tradition und Gesinnung, durch Lebens-Stil und Sprache so wesentlich voneinander unterscheiden und die doch, gemeinsam, dieser Stadt den unverwechselbaren Charakter geben.

Unter den vielen, mit Bildern gefüllten Stunden, ist es *einer* bestimmt, zur zentralen zu werden, gleichsam zur repräsentativen, um die herum sich die anderen ordnen und gruppieren. Diese Rolle

und Funktion hatte, während meines Prager Aufenthaltes, für mich die Stunde, die ich beim Präsidenten der Republik, bei *Eduard Benesch* verbringen durfte.

Glücklich die wenigen, die bevorzugten Länder, wo die Verantwortung über das Schicksal der Gesellschaft in die Hände eines geistigen Menschen gelegt ist; wo Macht und Geist — in Deutschland seit eh und je so unheilvoll voneinander getrennt — miteinander identisch werden, zum Segen der Nation, deren politischer Instinkt den Intellektuellen, den Geistesmenschen an die Spitze rief. Das Tschechenvolk verdankt seine nationale Selbständigkeit, seine politische Existenz einem grossen Intellektuellen, dem Staatsmann-Philosophen Masaryk. Dass er den legitimen Nachfolger fand, dass er sein Amt dem Freund und dem vertrauten Mitarbeiter übergeben konnte, bedeutet den zweiten grossen Glücksfall für die junge Republik.

...Noch niemals vorher hatte ich mich an einen Staatsmann — oder an irgendeine andere „Persönlichkeit“ — mit der Bitte, meine Aufwartung machen zu dürfen, gewendet. Aber mein Wunsch, Benesch zu sehen und ihm meine Dankbarkeit zu sagen, war stärker als eine konventionelle Hemmung. Ich schrieb dem Sekretariat des Präsidenten; die Antwort kam prompt: man ersuchte mich telephonisch, an einem bestimmten Vormittag um zehn Uhr auf der Burg zu erscheinen.

Mich überraschte wohlthuend der völlige Mangel an feierlicher Umständlichkeit, an Zeremoniell, mit dem ich empfangen war. Da wurde nichts Schriftliches verlangt, nicht einmal eine Visiten-

Karte, und niemanden gab es, der examinierende Fragen stellte. Dem Butler, der mir meinen Hut abnimmt, nenne ich meinen Namen, das ist alles. Er führt mich durch ein paar grosse, sparsam möblierte, repräsentative Salons; im dritten begrüsst mich ein Sekretär. Es ist zehn Minuten vor zehn Uhr, man bittet mich, ein wenig zu warten; bringt mir Zeitungen und Zigaretten. Ich lasse die Zeitungen; gehe zum Fenster, von denen eines weit offen steht; denn draussen ist der Frühlingstag milde und strahlend schön. Vor mir habe ich das grosse Panorama der Stadt. Der Fluss schimmert; über Türmen und Brücken liegt leichter Dunst. Ich stehe entzückt und, auf eine sonderbare Art, gerührt. Während ich mich der grossartig vor mir ausgebreiteten Schönheit freue, muss ich an den sensationellen Zukunfts-Roman denken, den ich vor Jahr und Tag gelesen habe: er heisst „Der Untergang von Prag“. Ist es vorstellbar, dass Bombenflugzeuge mit bösem Surren auftauchen am Rande dieses dunstig veilchenblau getönten Himmels? Kann aus solchem schauerlichen Angst- und Warnungs-Traum die fürchterliche Realität werden?... Heute morgen haben die Blätter über die Zerstörung der Baskenstädte berichtet...

Es ist zehn Minuten nach zehn Uhr, da der Sekretär den Raum wieder betritt und mich auffordert, ihm weiter zu folgen. Noch ein Vorzimmer — und mein Führer macht vor der geschlossenen Türe eine halbe Verneigung, während er, mit einer vorsichtigen, beinahe zärtlichen Gebärde, klopft.

Das Arbeitszimmer des Präsidenten scheint mir kleiner, als die ihm vorgelagerten Empfangsalons. Vielleicht macht es diesen Eindruck nur, weil es bewohnt, durch Papiere, Bücher und Bilder belebt ist. Uebrigens sehe ich nur wenig Einzelheiten. Warum es leugnen, dass ich, unmittelbar nach meinem Eintritt, etwas verwirrt und befangen bin? Freilich dauert diese leichte Beklemmung nur ganz wenige Minuten lang. Der Präsident hat eine freundliche und geschickte Art, das Gespräch mit ein paar persönlichen Fragen zu eröffnen.

Wenn man jemandem, den man von Bildern her kennt und wohl auch aus der Ferne schon gesehen hat, von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, ist man meistens erstaunt, und zwar, recht unlogischer Weise, aus einem doppelten Grund: einerseits, weil die Persönlichkeit ja wirklich ganz ähnlich aussieht, wie auf ihren Portraits, — woran man wohl, im Grunde, gewisse Zweifel gehabt hatte; andererseits, weil sie dann doch wieder gewisse Charakteristika aufweist, die man nicht an

ihr erwartet hatte, — während ihr andere, die zu finden man vermutet hatte, fehlen. Meine Vorstellung vom Präsidenten Benesch etwa, war die von einem Mann gewesen, der viel strengere Züge hat als die es waren, in die ich nun wirklich blickte. Auch hatte ich mir von ihm eine härtere Stimme, eine schärfer akzentuierte Sprechweise erwartet, als ich sie nun in der Tat zu hören bekam. Er ist freundlicher, weicher, sanfter — und viel beweglicher, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Seine Beweglichkeit ist besonders auffallend; er liebt es, die Hände zu regen, etwas mit ihnen anzufassen, zurecht zu rücken, hin und her zu schieben, — ohne dass er deshalb eigentlich nervös wirkt. Seine geschwinden Gebärden sind gar nicht unruhig — fahrig; vielmehr eifrig-demonstrierend, das gesprochene Wort unterstreichend; sie erinnern an die Gesten eines sehr klugen, eindringlich vortragenden Dozenten.

Die Unterhaltung kommt schnell aufs Politische. Ich bin dankbar, zu hören und manchmal eine Frage stellen zu können. Der Präsident spricht — kaum eines der grossen aktuellen Themen, das er nicht berührte, und sei es nur flüchtig, im Vorübergehen. Muss ich erwähnen, dass seine Detailkenntnis und sein Blick für die weiten, komplexen Zusammenhänge frappierend sind? Jeder Leser und Hörer seiner grossen öffentlichen Reden weiss es und hat es bewundert. Es ist aber so, dass gewisse Kenntnisse und Erkenntnisse, privat und im engen Raum vorgetragen, noch stärker wirken, noch lebhafter überzeugen, als wenn wir sie im Fest- oder Versammlungs-Saal, in vorbereiteter Ansprache hören. Eine interessantere politische Konversation, als die mit dem Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik, kann man heute wohl nirgends führen. Benesch hat den Scharfblick und die Gerechtigkeit; den scharfen Instinkt und die enorme Erfahrung, die stupende Personenkenntnis. Er hat — und dies scheint mir das Entscheidende — die Helligkeit des Verstandes und den Enthusiasmus des Glaubens; die Klarheit — und die Güte; den ausgeprägten, geübten Sinn fürs Reale — und das unerschütterliche Vertrauen zum Bestand, zur Zukunft der grossen Begriffe und Ideale, der unvergänglichen Forderungen und Ziele — als da sind: die Freiheit und die Gerechtigkeit. Dass diese schliesslich siegen und sich durchsetzen werden: daran zweifelt er nicht. Er erklärt: „Wir müssen nur an unsere Ideale — an die demokratischen, an die humanistischen — mit einer noch stärkeren Zuversicht glauben, als die Anhänger des totalen Staates an die ihren. Es kann lange dauern, mag auch viele Umwege geben; schliesslich kommen wir doch ans Ziel.“

Seinen Optimismus kennt die Welt. Er bezieht sich auf die europäische Situation, wie auf die in seinem eigenen Lande. Dass es zum Kriege kommen könne, hält er für ganz undenkbar: die demokratischen Staaten wollen ihn nicht; die fascistischen können ihn nicht riskieren. Die fürchterliche spanische Angelegenheit wird im Herbst dieses Jahres so weit liquidiert werden, dass die Grossmächte sich aus ihr zurückziehen können: die beiden Parteien in Spanien sind nicht mehr fähig, noch einen Kriegswinter zu überstehen; es wird zu einer vorläufigen Regelung wahrscheinlich zu einer Teilung des Landes kommen; freilich wird der Bürgerkrieg, latent und unterirdisch, noch lange, vielleicht ein Jahrzehnt lang, weiter dauern. „Spanien hat drei Revolutionen nachzuholen: die von 1789, die von 1848, die von 1917. Das geht nicht von heute auf morgen...“

Benesch liebt es, in die historische Sphäre abzuschweifen, um das Gegenwärtige zu deuten und die Ursachen aktueller Vorgänge aufzudecken.

Die Themen gehen durcheinander, greifen ineinander: Berlin und Rom, Madrid und Paris, London und Moskau, Washington und Tokio: lauter Stichworte für neue Probleme und für ihre Untersuchung. Mir fehlt das Recht, Details der Unterhaltung zu wiederholen, bestimmte Ansichten oder Mitteilungen bekannt zu geben; ich bin nicht als Interviewer empfangen worden. Aber mir liegt

18

darán, einen Begriff zu geben von dem Eindruck, den diese Stunde des Gespráches mir geschenkt hat. Um es ganz einfach zu sagen: Ich verliess den Präsidenten zuversichtlicher und froher, als ich vor dem Besuche es gewesen war. Ich habe einen bedeutenden Menschen kennen gelernt; ihm ist eine sehr grosse Verantwortung zugeteilt, sein Leben steht unter dem Zeichen der ernstesten Pflicht. Trotzdem erscheint er beinahe heiter. Er weiss es wohl, dass sein Land, — er weiss auch, dass er selber viele Feinde hat. Er lässt sich nicht anfechten. Denn er glaubt, — er glaubt wahrhaftig an die Werte, zu deren aktivsten, sichtbarsten Repräsentanten er in dieser historischen Stunde gehört. Die lange Berührung mit der politischen Tagespraxis, ihn hat sie nicht skeptisch und nicht müde werden lassen. Er ist jung geblieben, wie es nur denen gelingt, die dem Zweifel, der Bitterkeit, der Menschenverachtung keine Macht einräumen über ihre Gedanken.

Von seiner Zuversicht, vom Elan seines Wesens teilt sich dem Land etwas mit, dessen erster Bürger er ist. Da ich die Stadt Prag nun wieder betrete, — diese Stadt, bezaubernd und überraschend durch die Fülle der Reize und der Kontraste, — liebe ich sie noch mehr und meine, sie besser zu kennen, zu verstehen, als ich sie vor der guten und reichen Stunde im Arbeitszimmer des Präsidenten gekannt und verstanden habe.

Deutsche Landwirtschaft von innen

Von Agricola

Ich träumte einen entsetzlichen Traum. Mir träumte, ich sei auf meinem Gute in Ostelbien und Nachbarn hätten das „Neue Tage-Buch“ bei mir gesehen.

Meine Standesgenossen kamen zusammen, um zu beschliessen, was mit mir zu machen sei.

Sie überlieferten mich nicht der Gestapo. Denn wenn ich auch nicht zum rezipierten Grossgrundbesitz gehörte, wenn ich auch die Beiträge zur Ritterschaft nur zögernd bezahlte, so war ich doch immerhin noch Mitglied dieser Zwangsinnung. Den Anspruch auf einen standesgemässen Tod konnte ich nicht verlieren.

Der Landbund legte meine Personalakten vor; aus ihnen ging hervor, dass weder die mir versagten Epauletten der Demminer Ulanen noch die Massnahme, meine Hengste nicht mehr anzuköhen, irgendeinen Einfluss auf meine staatsfeindliche

Haltung gehabt hatten. So blieb nur der „dritte Grad“ — die Kundschaft-Kredite wurden mir verweigert. Das war der wirtschaftliche Ruin!

Hier erwachte ich. Und wenn ich mich über mein eigenes Schicksal, das ich mit so vielen ehrenwerten Leuten teile, auch schnell zu trösten vermochte: das Schicksal Deutschlands erfüllt mich nicht nur für die Gegenwart mit höchster Sorge.

Wir begreifen die Gegenwart nicht, weil wir wichtige Tatsachen der Vergangenheit falsch deuteten. Wie wollen wir die Zukunft meistern!

Die Einteilung, der ich folge, möge banal erscheinen; sie dürfte zweckmässig sein. So bitte ich um ein wenig Geduld.

I.

Die Vergangenheit: Man kennt die Macht der Junker. Etwa ein Drittel des deutschen Bodens ist